



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Pfarrwahl

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

heute so scharfe, oft bis an die Grenze des Zulässigen gehende Konkurrenz würde bedeutend an Schärfe verlieren. Sodann würde durch den Wechsel auch die Einseitigkeit vermieden werden. Die Dauer der Thätigkeit jedes einzelnen hätte sich ganz nach den örtlichen Verhältnissen und nach der Zahl der vorhandenen Rechtsanwälte zu richten, ebenso auch, wo ein Amtstag in der Woche nicht ausreichte, die Zahl der Amtstage.

Es ist klar, daß die Rechtsanwälte für diese Thätigkeit durch den Staat zu entschädigen wären. Denn die Amtstage fallen für die Büreauthätigkeit aus. Für den Staat würde sogar in dieser Bezahlung ein Vorteil liegen, denn der ganze Stand würde damit durch ein enges Band an das Interesse des Staats geknüpft werden. Der Rechtsanwalt würde in gewissem Sinne Beamter des Staats werden. Die Unbequemlichkeiten und der Zeitverlust, dem heute die Richter vielfach ausgesetzt sind, würde durch eine solche Einrichtung wegfallen. Die Neuerung würde dem rechtsuchenden Publikum wie dem Staate gleichmäßig Nutzen bringen und sicher von allen Seiten mit Beifall begrüßt werden.

Ich will nur darauf hinweisen, wie sich z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika die Rechtsanwaltspraxis ausgebildet hat. Dort besteht die Thätigkeit der Rechtsanwälte nicht in der Führung von Prozessen, sondern in der Beratung der Parteien; kein wichtigeres Rechtsgeschäft kommt ohne Mitwirkung von Rechtsanwälten zustande. Das Bureau Clevelands, des jetzigen Präsidenten, war stets eines der gesuchtesten. Und doch hatte dieser Mann in einem Jahre nicht mehr als vier Prozesse zu führen! Seine ganze übrige Thätigkeit bestand darin, Rechtsstreitigkeiten vorzubeugen.

Ähnlich würden sich die Dinge auch bei uns entwickeln, wenn unentgeltliche Rechtsbelehrung durch sachkundige Rechtsanwälte bei den Gerichten eingeführt würde.



## Die Pfarrwahl



er Pastor Karl Wilhelm Gottfried Bode, Senior rev. min., war gestorben. Nach einer kurzen Zeit der Besserung, die seinen zahlreichen Freunden und Verehrern in der Stadt neue Hoffnung auf Erhaltung des theuern Mannes gegeben hatte, war sein Zustand hoffnungslos geworden; ein anscheinend schmerzloser Tod hatte ihn hinweggenommen. Nun rüstete man sich zu einer würdigen Bestattung. Die Zeitungen brachten den längst für ihn, wie für jeden Mitbürger von einigem Ansehen bereitgehaltenen Lebenslauf und beschäftigten sich

mit den Verdiensten des Verstorbenen. Sie hatten im allgemeinen Recht, wenn sie ihn einen Berater der Gemeinde, einen echten Seelsorger der Geängsteten, einen Vater der Armen nannten. Wie sehr ihr Urteil begründet war, wußten aber eigentlich nur die bedrängten Witwen, die auf abschüssiger Bahn aufgehaltne Sünlinge und Männer, die verlassenen Ehefrauen und die lichtscheuen Bewohner der schmutzigen Hinterhöfe, in deren elende Kammern man auf lebensgefährlichen Stiegen nur tastend hinaufgelangt. Diese alle lasen die tönenden Nachrufe nicht und hatten doch viel mehr verloren als die Männer und Frauen, die behaglich beim Frühstück die Zeitung lasen und für einen flüchtigen Augenblick eine wehleidige Miene aufsetzend einander den Tod des guten alten Bode mitteilten. Wir waren das erste Paar hier, das er traute — Weißt du noch, wie unser guter, kleiner Otto starb? es regnete gerade so stark, als er an seinem Grabe sprach — Unfern Wilhelm hat er getauft; er wollte dann nicht zum Essen kommen, weil er noch in Trauer um seine erste Frau war. Wir waren noch so vergnügt den Tag — so lautete die Unterhaltung in den Häusern hin und her, und dann knüpfte sich meistens die Frage daran: Wer nun wohl sein Nachfolger werden wird? Diese Frage beschäftigte die Amtsbrüder in Stadt und Land, die Kandidaten des geistlichen Amtes, wenn auch nur mittelbar, die Bürger in und außerhalb der Gemeinde, fernwohnende Bräute, ehrgeizige Schwiegermütter, auch manche Sonntagsschullehrerin und die alten Mütterchen in den Beginenhäusern und Stiften. Sie wurde auch laut bei dem schier endlosen Leichenzuge, sie wurde viel erörtert in den Reihen der ehrbar in Chorrock oder schwarzem Anzuge dahinschreitenden Männer. Ein Amtsbruder des Verstorbenen hielt eine schöne Rede am offenen Grabe, nachdem ein anderer im Hause ebenso ergreifend gesprochen hatte, noch ergreifender vielleicht, weil die hinfallige, zarte Gestalt der hinterbliebenen Witwe neben ihren beiden Söhnen sichtbar gewesen war. Der Sarg wurde versenkt, und die Schaufeln in Thätigkeit gesetzt. Eintönig schallten die Bibelsprüche über den Kirchhof, mit denen die Amtsbrüder die üblichen drei Würfe begleiteten. Die Menge verließ sich. Die Reden müssen gedruckt werden, es wird sie mancher lesen wollen, hieß es, obwohl jeder weiß, daß solche Hefte später unter einem Bündel ähnlicher Schriftchen verstauben in einer Ecke des Bücherschranks, die man beim Aufräumen so gern unbeachtet läßt. Wieviel mag die Stelle bringen? hieß es in den Gesprächen der nun eiliger heimkehrenden Männer. Es wurden Berechnungen angestellt, und es fand sich, daß, alles in allem gerechnet, die Stelle nicht übel war. Es wird schwer halten, einen Nachfolger zu finden — Keiner ist unerseßlich — Es ist eine Wahlstelle — Die Hauptsache ist, daß wir einen Hiesigen bekommen — Der Prophet gilt nichts im Vaterlande — Die Bürger nehmen am liebsten einen, dem anderwärts die Bestätigung versagt ist — so hieß es auf dem Rückwege vom Kirchhofe.

Die Zeit ging hin, und der Pastor Bode wurde allmählich vergessen wie

alles. Am Jahreschluß stand sein Name in der üblichen Totenschau; in den wohlthätigen Vereinen, zu deren Vorstand er gehört hatte, gedachte man noch einmal des Verbliebenen, dann wurden neue Männer gewählt. Auch an die Wiederbesetzung der Pfarrstelle mußte nun gedacht werden, da sich die Gnadenzeit ihrem Ende nahte. Die Stelle wurde ausgeschrieben, und die Bewerber wurden aufgefordert, sich mit Gesuchen an den Kirchenprovisor zu wenden. Der Kirchenvorstand mußte durch Gemeindewahl verdoppelt werden, die Wahllisten wurden den Berechtigten zur Einsicht ausgelegt. Leute, die niemals in die Kirche gingen, besannen sich nun auf ihre Rechte. Es wurde mit einmal Bürgerpflicht, in die zuletzt bei der Konfirmation des jüngsten Kindes oder bei einer Hochzeit betretene Kirche zu gehen, gleichsam außer der Zeit, an einem gewöhnlichen Sonn- oder Festtage. Es fanden Vorbesprechungen und schließlich die Wahlen statt. Durch ihre Reden in Bürger- oder Bezirksvereins-sitzungen bekannt gewordne Männer wurden gewählt, auch wohl einige, die sich wirklich zur Kirche hielten. Es durfte — darüber war man einig — nur ein Mann auserkoren werden, der die Aufgaben der Gegenwart zeitgemäß auf-faßte und die Gemeinde mit verknochertem Dogmenkram zu verschonen willens war. Am abendlichen Biertische, wo die schwierigsten Gegenstände erörtert wurden, wurde soviel festgestellt, daß gläubiges Christentum ein überwundner Standpunkt und der Bewerber, der am schnellsten mit allen Überlieferungen fertig geworden sei, der beste sei. Viele kitzelte es, eines Mannes Herz und Nieren prüfen zu können, dessen Bildungsgang dem der meisten Wähler weit überlegen war, und vielleicht von zwanzig Bewerbern einen in eine erwünschte Lebensstellung zu bringen. Kaufleute, gutsituirte Handwerker, Volksschullehrer und Rentner bildeten die Mehrzahl der Wähler, die, selbst über kirchliche oder gar religiöse Bedürfnisse durch leichtes Geschwätz, irdisches Wohlbehagen und bestaunte Halbbildung längst hinausgehoben, für die Menge der wirklichen Kirchenbesucher und die Hilfs- und Trostbedürftigen einen Mann nach ihrem Herzen auszusuchen sich nun mit der ganzen Aufklärung und Menschenkenntnis anschiekten, die den unbeirrbarren Bürger ziert.

Die Liste der Bewerber — es hatten sich, wie in Anbetracht der guten Stelle nicht zu verwundern war, schließlich neunzehn gemeldet — mußte von vornherein bedeutend gekürzt werden. Nicht ohne Bedenken. Denn die Zahl der Briefe, die außer den eigentlichen Bewerbungsschreiben in Pfarrwahlsachen, zum Teil aus den entlegensten Gegenden des Vaterlandes, bei Angehörigen des verstärkten Kirchenvorstands ankamen, war nicht unbedeutend. Man erkundigte sich wohl, indem man sich auf diese oder jene Beziehung berief, in ganz besonderm Vertrauen gerade bei diesem Herren nach gewissen Verhältnissen, man hätte gern gewußt, ob der entschieden freisinnige Standpunkt auch bei den übrigen Herren des Kirchenvorstands ebenso feststehe wie bei dem Adressaten, der dem Brieffschreiber als „zielbewußter“ Vorkämpfer einer ge-

läuterten Überzeugung bekannt sei. Es wurden Besuche in Aussicht gestellt und zum Teil auch, in allem Vertrauen natürlich, gemacht. Die Wähler sinnen an, in sich Gaben, Einsicht und Urteilskraft zu entdecken, von denen sie vorher noch nicht in dem Maße überzeugt gewesen waren. Aber trotz der schönen Briefe, des ledigen Standes, der Vorliebe gerade für die Stadt, deren Bürger soviel Gemein Sinn bethätigten, mußte die Mehrzahl der Bewerber ausgemustert werden, und man vereinigte sich auf sechs, die zu einer engeren Wahl zugelassen werden sollten. Es war ja doch schließlich nur eine Stelle zu vergeben; vielleicht wurde in Zukunft noch die eine oder andre frei, man konnte dann sehen, was sich machen ließe.

Bei neunzehn Nennungen also sechs Reiter am Sattelplatz! Eigentliche Wetten wurden wohl schwerlich abgeschlossen, aber deshalb wurden nicht weniger eingehend die Aussichten der einzelnen Kandidaten besprochen, geprüft, abgeschätzt und erwogen. Es verstand sich von selbst, daß sich bald Gruppen bildeten, die den oder jenen für ihren Mann erklärten, und je näher die Zeit der Wahl heranrückte, desto leidenschaftlicher wurde der Kampf; er wurde weniger um eine Person oder Richtung, als um den Einfluß schlechthin geführt. Denn innerlich beteiligt waren von den Wählern nur herzlich wenige. Aber umworben zu sein, für eine kurze Spanne Zeit im Mittelpunkt eines Interesses zu stehen, das erhöhte die Bedeutung der eignen Persönlichkeit und verursachte eine angenehme Aufregung, die außerdem nichts kostete.

Da war zunächst die Gruppe, die um jeden Preis den jungen Pastor Wesche für die Gemeinde gewinnen wollte. Er war zwar kein Stadtkind, aber er hatte eine Art, die ihn dem mittlern Bürgerstande empfahl. Er verschmähte es durchaus, geistliche Salbung anzubringen; sie hätte ihn auch nicht gekleidet. Seine Gestalt hatte, obgleich er kaum zu kanonischen Jahren gekommen war, schon eine vertrauenerweckende Behäbigkeit, und im Gespräche mit den Bürgern war er von einer Sozialität, die den Unterschied des Berufs und der Beschäftigung so ganz vergessen ließ, daß ihn jeder gern haben mußte. Er konnte von Schweineschlachten und Bierbrauen mit einer Sachkenntnis reden, die in Erstaunen setzte. Gelehrtes Gepäck drückte ihn nicht sonderlich, und es war angenehm, daß seine Gegenwart durchaus die Unterhaltung nicht störte, auch wo diese derb und wuchtig wurde. Er versprach ein guter Gesellschafter bei Hochzeiten und Kindtaufen zu werden. Er fühlte den Volksschullehrern das Unbefriedigende ihrer äußern Lage nach und konnte mit den Gewerbetreibenden die schlechten Zeiten und die Mißstände der Verwaltung und des Geschäfts aufrichtig beklagen. Seine Besuche brachten ihn mit den meisten der Wähler in gute Fühlung, und wenn er hie und da, auch wohl bei dem einen oder andern der zukünftigen Amtsbrüder, eine kühlere Aufnahme fand, so konnte er sich die günstig gestimmten befriedigt an den Fingern herzählen, von denen ihn nur der an der linken Hand störte, den der Verlobungsring auszuzeichnen

pflegt. Denn darüber war nicht hinwegzukommen: verlobt war er. In irgend einer Universitätsstadt saß eine Braut, die beinahe täglich über die steigenden oder fallenden Ausichten „auf dem Laufenden“ erhalten werden wollte. Es war das eine Beziehung, die, in unerfahrenen Jahren geknüpft, jetzt nicht förderlich war. Denn so sehr darauf gehalten werden muß, daß der evangelische Geistliche im Stande der heiligen Ehe lebt, so ist doch zu wünschen, daß er dieses Band in der Gemeinde knüpfe. Eine Frau ist in Wahlzeiten nicht so schlimm wie eine Braut. Mit der Frau muß nun einmal wohl oder übel gerechnet werden, sie ist eine feststehende Thatsache; aber eine Braut hätte der junge Mann doch ebenso gut in der Gemeinde finden können. Der oder jener Vater hält die Sache vielleicht noch nicht für so über allen Zweifel erhaben, denkt über die Lösbarkeit aller Verlöbniße nach und zeigt damit, wie gering er im Grunde über seinen Kandidaten denkt. Aber auch in dessen kühl abwägendem Kopfe verblaßt im Drange der Gegenwart die Erinnerung an unzählige Abendessen im Hause der Brauteltern, an manches als Saat auf Hoffnung vorgestreckte Goldstück, an die Behäbigkeit der damals wohl überschätzten Verhältnisse. Jedenfalls sind die Ausichten Weshes nicht schlecht, obwohl die Gegner keineswegs verächtlich sind.

Da ist vor allen der Pastor Eiche, der schon in irgend einer kleinen Stadt des Landes im Amte steht und sich zu einer Säule des kirchlichen Freisinns auszuwachsen alle Hoffnung giebt. Eine angenehme Gestalt und sicheres Selbstbewußtsein empfehlen ihn aufs beste, namentlich in den Kreisen der Bessern, d. h. der wohlhabenden Bürgerschaft. Er ist Mitarbeiter an einem kirchlichen Wochenblatte und beliebter Festredner bei öffentlichen Versammlungen, und die Amtsbrüder von ähnlicher Art fangen an, ihn zu loben und sich mit ihm zu befreunden, da er Ausichten hat und es immerhin gut und nützlich ist, sich mit ihm rechtzeitig „gestellt“ zu haben. So gehört er zu den Thrigen; es hat keine Gefahr, daß er abspringt und etwa Haupt einer Sondergruppe wird. Er hält es mit den Beamten und Schulmännern, die, weitherzig wie sie sind, ein loses Verhältnis zur Kirche unterhalten, mit dem gebildeten Bürgertum, das den Geistlichen halb verehrt, halb begönnt. Er wird in der größern Stadt entschieden keine üble Figur abgeben. Sein Eifer wird nicht belästigen und stören. Er wird gegen die Begehrlichkeit der Massen in contumaciam seine warnende Stimme erheben und auch den obern Klassen ihre Pflichten vorhalten, in maßvoller Weise natürlich, ohne sie durch übertriebenes Gruseligmachen aus der Kirche hinauszupredigen. Auch er ist übrigens in Freundeskreisen bekannt als launiger Gesellschafter; keiner kann nach Tisch so drollig die alten und ältesten Konsistorialräte kopiren und amüsante Geschichten von ihnen erzählen, wie er. Das wird in größern Verhältnissen noch mehr zur Geltung kommen. Wie gesagt, die „Bessern“ Familien betreiben seine Wahl, aber die Berechnung der leidigen Zahlen macht sie be-

denklich. So schön das Wahlrecht ist und so richtig gedacht, unangenehm wird es, wenn man nicht so ohne weiteres über die Mehrzahl der Stimmen verfügt.

Auf die kann auch der Pastor Bläser aus Altenkirchen nicht rechnen, eine rein dörfliche Erscheinung, die es schon an und für sich schwer begreiflich macht, wie der Mann auf den Einfall kommt, sich um diese Stelle zu bewerben. Es ist die Sorge um die Schulansbildung von vier stämmigen Söhnen, die seine Abneigung gegen das Stadtleben und gegen die liberale Amtsbrüderschaft überwindet. Es müssen Zeichen und Wunder geschehen, wenn die Wähler wirklich in größerer Zahl auf ihn verfallen sollten! Aber zuweilen ereignet sich dergleichen. Es kommen ja die sonderbarsten Dinge vor. Schon mancher ist als Verlegenheitskandidat aus dem Wahlhute hervorgegangen, an den niemand ernstlich gedacht hatte, während die am heißesten umstrittenen Männer enttäuscht in ihre Pfarreien zurückkehren mußten. Vielleicht rechnet auch Pastor Bläser mit solchen Möglichkeiten, denn anders läßt sich die verfehlte Abwägung der Aussichten selbst bei seiner Weltkenntnis nicht erklären. Ein strenges, dabei kurzichtiges Gesicht von eckigem Bau, untersetzte Gestalt im Lutherrock und anmutlose Bewegungen empfehlen ihn vielleicht dem Wirklichkeitsinn der Bauern, aber nicht den gleichgiltigen, kritischen oder gar spöttischen Blicken des für die Kirche und ihre Diener überhaupt nicht sehr eingenommenen Städters. Ganz so schlecht, wie sie vielleicht denken, würden die Wähler übrigens nicht mit dem Bewerber fahren. Als Sohn eines Dorfschulmeisters von der alten Art, hat er seinen Beruf von vornherein ohne jede Schwärmerei, aber mit festem Willen ergriffen. Auf der Schule lernte er seine Sache, und von modischen Anfechtungen nicht beirrt, blieb er immer in gesunder Beschränkung auf das Nächstliegende. Seine Kommilitonen auf der Universität könnten wohl auch von diesem oder jenem Durchbruch sonst zurückgehaltener Jugendkraft erzählen, aber im allgemeinen hielt er sich streng an die vorgeschriebene Ordnung, machte rite seine Examina, war Hauslehrer und Hilfsprediger, bekam eine kleine Pfarre und heiratete. Seine Frau ist eine tüchtige Wirtin, die dem Eheherrn die sonntäglichen Bäckchen mit Genugthuung umlegt, freilich dem Fluge seiner Gedanken selbst dann nicht zu folgen vermöchte, wenn er es wünschte. Aber er wünscht es nicht, denn er hat keine, die irgendwie über das in Kollegien gehörte, nach Handbüchern wiederholte, aus Kirchenzeitungen und Konferenzberichten gelegentlich wiederaufgefrischte hinausgingen. Er hält sich an das Gegebne, Überlieferte, an dem er nie hat zweifeln wollen. Aber er ist ein ernster Mann, der ohne Sentimentalität die Bedürfnisse seiner Gemeinde versteht und befriedigt. Ein wenig gemüthlos mag es ja wohl in dem Altenkirchner Pfarrhause zugehen. Phantasie und geistreiches Wesen sind ihm fremd, auch Humor und heitere Freudigkeit verschöner das Leben darin nicht, und wenn die vier frischen Zungen nicht wären und die Frau

bei aller haushälterischen Sparsamkeit nicht so gut „einzumachen“ und zu kochen verstünde, wäre es wohl manchmal nicht zum Aushalten. Aber tüchtige, achtungswerte Leute sind es. Nur der Gedanke, sich um die Stadtpfarre zu bewerben, hätte ihnen nicht kommen sollen, denn die paßt nicht für den Mann, dessen einseitiger und schwerfälliger Art das Besuchemachen und Schönthun nicht ansteht, und dem die unvermeidliche Aufregung, der Ärger, die Enttäuschung besser erspart bliebe.

Ein Bewerber ganz andern Schlags ist Pastor Mönchmeyer, obwohl er äußerlich der Richtung des Pastor Bläser angehört. Seine Auffassung des Christentums und seines Amtes ist erworben, nicht von vornherein gewollt. Er entstammt einem gläubigen Pfarrhause und folgte dem Wunsche seiner Eltern und einer langen Familienüberlieferung, als er sich dem geistlichen Berufe widmete. Er hatte manche nicht gerade an den Altar und auf die Kanzel führende Neigung, die erst zu überwinden war. Der Vater ließ ihm daher Zeit, sich zu finden. Vor allem das Vorbild des Vaters war es, das ihn bei dem einmal erwählten Berufe festhielt. In dem elterlichen Hause war bei allem Ernste der Sonnenschein vorherrschend. Es ging nicht so darin zu, wie wohl in manchen Pastorenhäusern, daß der vertrauliche Umgang mit dem Heiligsten den Sinn dafür abgestumpft und ein Duunddu mit dem lieben Gott herbeigeführt hätte, das so oft schließlich eine Art Aügurenstimmung im Pfarrhause zur Folge hat. Die durchaus nicht aufdringliche Würde des Vaters und seine ernste Haltung vertrug sich gut mit einem heitern Humor und einem vollstümlichen Ton, der auch mit seiner Vorliebe für die Alten nicht im Widerspruche stand. Die Mutter war eine vielbegabte Natur; sie sang mit den Kindern einfache Weisen, erzählte unübertrefflich Familiengeschichten und beschäftigte ihre Phantasie auf eine ungesuchte und edle Weise, die den Menschen nicht mit dem Christen in Konflikt brachte. Das ungezwungne Landleben, eine gastfreie Art, sorgenfreie Verhältnisse ließen den Sohn stets mit vernünftigem Heimweh des Vaterhauses gedenken, und so kehrte er in allen Ferien am liebsten dahin zurück. Diese schöne Kinder- und Jugendzeit war es denn wohl auch wesentlich, die ihn an der Macht des Christentums über die Gemüter nicht irre werden und auch an der Form als etwa allzu rückständig nicht rütteln ließ. Wohl hatte er seine Kämpfe und Glaubensnöte bei den Prüfungen und der Ordination, aber was ihm selbst eine Thatsache und innere, gleichsam poetische Wahrheit war, ließ er sich auf die Dauer nicht wegvernünfteln und deuten, um so weniger, als er nirgends einen genügenden Ersatz für das religiöse Bedürfnis seines und, so schloß er, des Volksgemüts finden konnte. Ein eigentlich theologisches System hatte er nicht, und keines von den sich anbietenden befriedigte ihn, weder die sich mit der exakten Wissenschaft halbwegs auseinandersetzen und paktirenden, noch die handfesten strupellosen, wie Bläsers und seiner Gesinnungsverwandten. Er war

mehr Gemütstheologe, Poet. Er fand den einmal unabänderlichen Verlust einer lebendigen Volksüberlieferung, einer eignen Mythologie ausgeglichen durch die dem germanischen Geiste eigne Aufnahme und Aneignung des Bibelstoffs. Er hielt es deshalb für eine arge Frivolität, dem Volke auch das überlieferte Christentum zu nehmen und es so zum zweitenmale zu berauben, ohne die Hoffnung, es irgendwie entschädigen zu können. Denn aufgeklärte Einsicht in naturwissenschaftliche Vorgänge, Verbreitung der Kenntnisse überhaupt, eine geläuterte Morallehre mochte er dem großen, eigentlichen Volke nicht zutrauen und wollte diese schönen Dinge so wie so als Entschädigung für die Einbuße auf andern Gebiete nicht gelten lassen. Wenn er nun schon kein eigentlich positiver Theologe war, so fühlte er sich noch weniger den liberalen Richtungen verwandt. Thatsächlich schloß er sich denn auch in allen Bethätigungen praktischen Christentums an die sogenannten Strenggläubigen an, weil er hier noch am besten seine Ideale von christlicher Liebeshätigkeit verwirklicht glaubte. Ein Greuel waren ihm freilich die alttestamentlichen Verbrämungen und Benennungen der von ihm mit geförderten Anstalten. Diese Siloahs, Bethesda, Rehoboths schienen ihm von einer gesuchten und abgeschmackten Beziehungshascherei zu zeugen, die seinen Sinn für das Schlichte, Ungekünstelte und Deutsche oft empfindlich beleidigte. Innerlich stand er allein, ohne doch die nötige Festigkeit und Selbständigkeit zu haben, sich allen Halbheiten zu entziehen und ganz er selbst zu sein. Zu der Stadtpfarre hatte er sich seiner Mutter und seinen Schwestern zuliebe gemeldet, die nach dem Tode des Vaters in die Stadt gezogen waren. Viel Hoffnungen machte er sich nicht, und er hatte auch nur geringe Aussichten, obgleich sich nicht wenige für den begabten und liebenswürdigen jungen Geistlichen verwandten, dessen Art etwas so angenehm uninteressirtes und selbstloses hatte. Er machte nur die allernotwendigsten Besuche und bereitete sich in der Stille auf seine Wahlpredigt vor.

Peinlich war ihm, daß sich ihm in dieser Zeit der gemeinsamen Bewerbung ein Mitstreiter freundlich zu nähern suchte, den er schon von Universitäten her kannte und nie hatte leiden können. Diese auf einmal aufgewärmte Freundschaft hatte auch etwas befremdliches; sie erinnerte an die Erfahrung, daß junge Menschen bei den Huldigungen, die sie einer und derselben Tanzstundenschönheit entgegenbringen, gern rudelweise oder doch wenigstens zu zweien aufzutreten lieben, obgleich getrenntes Vorgehen innerlich begründeter wäre. Hier mochte der Fall wohl weniger harmlos liegen, denn der Pastor Fehleisen war doch nicht mehr ganz so grün und unerfahren, und auch so neidlos nicht, daß er sich des Sieges des angeblich befreundeten Mitbewerbers gefreut hätte. Vielleicht wollte er von den Bemühungen und Verbindungen des Genossen profitieren, vielleicht auch nur dessen Aussichten zu überblicken Gelegenheit haben, um die seinigen darnach zu ermessen. Pastor Fehleisen war ein un-  
gemein vielseitiger Mensch, in allen Sätteln gerecht, weltmännisch gewandt.

Er kleidete sich nicht so, daß man ihm seinen Stand auf die weiteste Entfernung gleich hätte ansehen können. Auf Universitäten hatte er einer christlichen Studentenverbindung angehört, von der er sich aber später los sagte aus Gründen, die nie so recht klar wurden. Man wußte auch nicht genau, welcher Richtung er sich eigentlich zurechnete. Er war mit allen gut Freund, ging zu allen Amtsbrüdern in die Kirche und hatte jedesmal „ungemein viel davon gehabt,“ nicht nur nach der rednerischen Seite hin. Er war nicht durchsichtig, man wußte nicht recht, wovon er sich geistig nährte. Er sprach mit den philosophisch angehauchten Amtsbrüdern und den Ritschlianern unter ihnen eingehend über metaphysische Probleme und Kant, erörterte aber ebenso gewandt die Mittel und Wege, den Gemeinden mehr Sinn für kirchliches und christliches Leben einzuflößen. Zu der Wahlstelle hatte er sich gemeldet, obwohl er mit der Tochter eines Konsistorialrats verheiratet war. Er liebte mit den Litteraturbedürftigen die Bücher, selbst Gedichte, und half dem benachbarten Oberamtmann eine mächtige Pflirschbowlé in fröhlichster Gesellschaft leeren. So fehlten ihm nicht sympathische Züge, und doch hatte er keinen Freund. Selbst kinderlos, verzog er anderer Leute Kinder mit Sachverständnis und Ausdauer, ohne daß diese ihm sonderlich nachgelaufen wären; er bemühte sich um sie. Er hatte kühle, feuchte Hände und rauchte nicht, zeigte sich aber immer bereit, seinen Besuchern, wo es anging, mit einer Cigarre zu dienen, und vergaß auch nicht, wie so viele Nichtraucher, ihnen Feuer anzubieten. Auch mit geringen Leuten konnte er gut fertig werden, und auf verstandesmäßigem Wege fand er ihre oft umschriebenen und verhüllten Anliegen und Bedürfnisse schnell heraus, was Amtsbrüdern, die vielleicht gemütswärmer waren, oft nicht gelingen wollte.

Pastor Fehleisen hatte den nicht übeln Einfall, seine Mitbewerber vor der Wahl, wie weiland Tyndareus die Freier seiner schönen Tochter Helena, für alle Fälle zu freundschaftlichen Gefühlen zu verpflichten, die vor der Entscheidung durch eine kleine, von keiner Enttäuschung verbitterte Vorfestlichkeit besiegelt werden sollten. Doch Pastor Bläser zeigte keinen Sinn für solche Alotria. Er hätte es nicht über sich gewinnen können, den vielleicht aussichtsreichern Mitsreitern neidlose Teilnahme zu heucheln. Aber auch der sechste der Bewerber wollte sich für die Vereinigung nicht gewinnen lassen, der Pastor Wollmann, ein ernster Mann von wenig geselliger Lebenshaltung. Er war, ohne Charlatan zu sein, eine Art sozialpolitischer Dr. Eisenbart, der sich in die soziale Frage vertieft hatte und nun für alle Schäden der menschlichen Gesellschaft ein Mittel ausfindig gemacht hatte oder doch suchte. Er saß auf einem entfernten Dorfe und dachte sich von hier aus in die Mißstände und Ungeheuerlichkeiten der gährenden, brausenden Welt hinein, die sich ja auch im kleinen in seinem Lebenskreise geltend machten. Die Wohlhabenden seiner Gemeinde wollten ihn nicht verstehen und klagten über Aufhebung der Ab-

hängigen, und den Kleinen und Verkümmerten wirkten seine Mittel nicht schnell genug. Er beteiligte sich nun auswärts an Kongressen und Verhandlungen und hatte den Wunsch, in einer großen Stadt unmittelbar auf größere Kreise einzuwirken, denn er hielt das geistliche Amt an erster Stelle für berufen, in dieser neuen Zeit mit dem wieder klug gewordenen Salze des göttlichen Wortes die Ausgleichung der Gegensätze zu fördern, das Evangelium von neuem eine wirkliche Macht in der Welt werden zu lassen. Er geriet natürlich häufig in Konflikte. Denn seine fast Tolstoischen Gedanken und Äußerungen stießen nur zu hart und oft an die engen Schranken der Gesellschaft und der Kirche, für deren verordneten Diener sich manche seiner freimütigen Bekenntnisse und Zugeständnisse nicht recht schicken zu wollen schienen. Es konnte nicht fehlen, daß er sofort von der Partei in Anspruch genommen wurde, deren unterwühlende Thätigkeit er von Hause aus und im Grunde seines Herzens zunächst bekämpfen wollte. Eine Neuordnung der Dinge schwebte ihm vor, zu deren Verwirklichung er eine Gefolgschaft bereit sah, die er nicht wollte, und seine eigentlichen und ursprünglichen Verbündeten wollten ihm nicht folgen, wo sie ihn grundlose, gefährliche Wege einschlagen sahen. Seine Lage hatte etwas tragisches; er mußte in ihr ohne fittliche Schuld unfehlbar äußerlich zu Grunde gehen oder einlenken und sich untreu werden.

Es sollten nun die Wahlpredigten abgehalten werden, und so wurden die Sonntage und die Reihenfolge der Prediger ausgelost. Der Pastor Wesche zog den ersten Sonntag und den Text vom ungerechten Haushalter. In der Nacht, die dem wichtigen Tage der Wahlpredigt vorherging, hatte er einen schweren Traum. Seine Gedanken gingen wirr durch einander, und es verwoben sich die sonderbarsten Vorstellungen. Die Sakristei, in der er sich zu befinden glaubte, gestaltete sich zu einer Speisekammer, sie hing voller Würste, Speckseiten und Schinken wie ein Schlächterladen, und auf mächtigen Regalen standen die ägyptischen Fleischtöpfe. Vor der Thür hielten die Sonntagsschullehrerinnen Wacht, hübsche Mädchen und ältere Jungfrauen, aber sie waren alle eingeschlafen, und ihre Sorglosigkeit wurde, ohne daß er eingreifen konnte, von flinken Gefellen ausgenutzt, die über ihre Köpfe hinweg die Vorratskammern leerten und Würste und alle Kostbarkeiten draußen stehenden Genossen zuwarfen, wobei einer von den großen Töpfen krachend entzweiging. In Schweiß gebadet erwachte er; er hörte noch das letzte Rasseln der fürsorglich auf dem Nachttischen aufgestellten Weckuhr. Erschreckt sprang er auf, und er bedurfte einiger Zeit, sich zu erholen. Die noch bis zum Beginn des Gottesdienstes übrigen Stunden verbrachte er mit Wiederholung seiner Predigt, dann ging er, einigermaßen gefaßt, frühzeitig in die Kirche. Er sah die Sonntagsschullehrerinnen, deren pflichtwidriger Schlaf ihn so geängstet hatte; sie lächelten ihm freundlich und ermutigend zu, sodaß er fröhlichem Sinnes wurde. Seine Braut hatte zur Wahlpredigt kommen wollen, aber er hatte sie unter allerlei

Vorwänden davon abzuhalten gewußt, denn er hielt es nicht für nötig, seinen Mangel so vor aller Augen lebendig vorzuführen. Schlecht und recht sang er die Liturgie, schlecht und recht hielt er seine Predigt, in der er hübsch bei der Stange blieb, gefährliche Klippen des Textes mied und sich so mit den Zuhörern seiner Art auseinandersetzte. Nach dem Amen verblieb er noch eine Weile in stummem Gebet auf der Kanzel, was für sehr angemessen gehalten wurde. Als der Gottesdienst zu Ende war, begrüßte er einige der ihm näher bekannten Kirchenratsmitglieder, die ihm bedeutungsvoll und mit Wohlwollen die Hand drückten. Er glaubte auf einen schönen Erfolg zurückblicken zu können und gönnte sich deshalb zu Tische einige Extragenüsse. Aber wie leicht konnte der günstige Eindruck durch die folgenden Redner verwischt werden! Die Wirkung einer Predigt schien zu flüchtig und wenig nachhaltig. Daher ließ er in den nächsten Wochen alle Zauber seiner volkstümlichen Natur spielen. Er legte sich jetzt förmlich aufs Besuchemachen, Händedrücken, Kinderstreicheln, Lächeln, Blinzeln, Zuraunen, Nachsprechen, Satzabfangen und -beendigen.

Es fügte sich, daß die zweite Predigt der Pastor Mönchmeyer zu halten hatte, und zwar über die Stelle: „Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen“ u. s. w. Er war in der Stadt bei seiner Mutter abgestiegen; sie und die Schwestern behandelten ihn mit einer stillen Feierlichkeit, sodaß ihn die geräuschlose Rücksicht auf seine Gemütsverfassung im Innersten rührte. In der Nacht träumte ihm, er gehe in dem hohen Säulengange einer Kirche umher. Ernst und feierlich blickten die Kreuzfixe und die Bilder von den Wänden zu ihm hernieder. Vor dem Hochaltar brannten große Kerzen, und überirdischer Orgelklang durchtönte die mächtigen Räume, daß ihm ganz wohl und weh wurde. In den bunten Fenstern brach sich helles Licht in allen Farben, und die Gewölbe dehnten sich in immer weitere Fernen. Und nun füllten sich auch die Schiffe mit Andächtigen, die auf die Kniee fielen und feierliche Weisen sangen. Geistliche sah er nicht, alle schauten zu dem gewaltigen Kreuzifix auf und zu dem immer heller strahlenden Leuchter auf dem hohen Chor. Als er erwachte, drang blendendes Sonnenlicht durch das offene Fenster in sein Schlafgemach. Trotz der Frühe stand er auf. Eine wunderbar gehobne Stimmung verleidete ihm den Schlaf. Er trat in das kleine Gärtchen hinter dem Hause. Dort auf- und abgehend schlug er sich in der frischen Luft alle ehrgeizigen Gedanken aus dem Sinn und fand sich schon jetzt endgiltig mit seinem wahrscheinlichen Mißerfolg ab. So war er in den entscheidenden Stunden mit freudigem Ernst bei der Sache und gefiel allgemein. Indem er jede Beeinflussung der Wähler verschmähte, reiste er auf sein Dorf zurück und wartete dort getrost und geduldig auf die Entscheidung, die ihm nun nichts mehr anhaben konnte.

Auch Bläser, der als dritter an die Reihe kam, hatte in der Nacht vor

der Wahlpredigt einen Traum. Er sah sich wieder vor die Prüfungskommission gestellt, in bänglicher Stimmung. Würdige Männer, an die er auch sonst immer nur mit einem geheimen Schauer dachte, stellten quälende Fragen an ihn, verlangten lange Begriffsentwicklungen, die er seiner Zeit auswendig gewußt, jetzt aber längst vergessen hatte, und wollten die entlegensten Thatsachen aus dem ersten Teile der Kirchengeschichte wissen. Dabei schüttelten sie unwillig die Köpfe und machten drohende Mienen. Dann wurden sie zu schwarzbefrackten Oberkellnern, gleich denen in dem vornehmen Gasthause, wo er in einer vorübergehenden Regung von Weltfönn abgestiegen war. Ihre wegwerfende Art und ihr spöttischer Gesichtsausdruck reizten und peinigten ihn, sodaß er beunruhigt erwachte und die gewohnte Festigkeit den ganzen Morgen nicht recht wieder gewann. Dabei hatte er sich aus seinem Text besonders die Worte entnommen: „Darum, wer sich läßt bedünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle,“ und hatte sich für seine Predigt vieles über die Versuchungen zurechtgelegt, während doch für ihn bei seiner fertigen, zugeknöpften und abgeschlossenen Art die meisten Versuchungen nur Begriffe und Worte waren und lediglich homiletische Bedeutung hatten. So sprach denn auch seine etwas trockne und nüchterne Predigt nicht an. Er reiste ab in dem Geföhle, für seine vier Zungen sein Möglichstes gethan zu haben.

Pastor Eiche hatte eine fein durchdachte und auf sein Publikum gut berechnete Predigt mitgebracht. Er sollte über die mancherlei Gaben und den einen Geist sprechen. Seine Darlegung gipfelte darin, daß er das Evangelium zeitgemäß verstanden wissen wollte, und so wurde ihm unwillkürlich unter den Händen der eine Geist zum Zeitgeist. Das war denn für die Masse der Gebildeten und Aufgeklärten eine wahre Herzensfreude, denn an Zeitgeist fehlte es ihnen nicht, und der arme Bläser mit seinen Warnungen vor Selbstgerechtigkeit und Sicherheit trat ganz in den Hintergrund.

Aus Pastor Wollmanns Predigt wußte die versammelte Gemeinde gar nichts zu machen. Sie störte doch gar zu arg die Gemütlichkeit und die sonntägliche Stimmung mit ihren Ausfichten auf ein gutes Mittagessen und eine kleine Whistpartie. Für eine Wahlpredigt eigneten sich in einer Gemeinde, deren Kirchgänger doch wesentlich den behäbiger gestellten Familien angehörten, seine Ausführungen über den Pharisäer und den Zöllner gar nicht. Man hatte ja von mancher Seite die Bewerbung des durch sein sozialpolitisches Auftreten bekannt gewordenen Geistlichen mit einem gewissen Interesse verfolgt. Die Kirche war auch bis auf den letzten Platz gefüllt, und seine Erscheinung fesselte anfangs sichtlich. Als er aber im Verlaufe seiner Predigt die besitzenden und gebildeten Klassen allmählich in die Rolle des Pharisäers drängte und den Arbeitern, Arbeitslosen und Notleidenden mehr und mehr die sympathische des Zöllners zuteilte, hatte er verloren. Denn die Zöllner, die er sich durch eine schiefe Wendung seines Textes geschaffen hatte, waren gar nicht in der Kirche

und gewiß nicht unter den Wählern. Als er das Amen gesprochen hatte, kam er so gut wie nicht mehr in Betracht. Seine Predigt hatte übrigens noch ein Nachspiel in der Presse, die bisher nur registrirend von den Wahlpredigten Notiz genommen hatte.

Am letzten Sonntag hatte Pastor Fehleisen zu predigen. Er träumte in der Nacht nichts, hielt aber dafür eine desto eindrucksvollere Predigt. Glatt und in gewissem Sinne glänzend entledigte er sich seiner Aufgabe. Aus seinem Texte hatte er sich die Worte: „Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“ ausgewählt und sprach nun darüber, ohne sich zu erhizen, mit Geist und Geschmack fünfundzwanzig Minuten lang. Nach deren Verlauf stand es bei den Stimmberechtigten, die nicht auf die Wahl des Pastor Wesche eingeschworen waren, fest, ihn und keinen andern zu wählen. Denn soviel war durch die häufigen Vorbesprechungen, bei denen freilich Vorvorbesprechungen das meiste thaten, festgestellt, daß es keiner der übrigen auch nur annähernd mit ihm und Wesche aufnehmen konnte. Die Fürsprecher Eiches hatten es durch aufdringliche Überschätzung ihres Einflusses verdorben; Bläser und Wollmann kamen überhaupt nicht ernstlich in Betracht, da sie thatsächlich nur durch äußerliches Zugeständnis auf die Wahlliste gekommen waren, und Mönchmeyer hatte schließlich nur die Stillen im Lande für sich, die für ihre Sache nichts thun, sondern alles dem lieben Gott anheimstellen.

So wurde denn Pastor Fehleisen von den durch die Not vereinigten Minderheiten mit zwei Stimmen Mehrzahl gewählt, an erster Stelle vorgeschlagen und auch bestätigt. Unter großem Zulauf hielt er seine Antrittspredigt. An den folgenden Sonntagen fanden sich viele Glieder andrer Gemeinden ein, die einen Seelsorger nach ihrem Herzen suchten. Man lobte und tadelte den neuen Pastor in Gesellschaften, und bald gehörte er zu dem eisernen Bestande der städtischen Intelligenz, von dem nicht mehr gesprochen wird. Die Wähler hatten ihre Schuldigkeit gethan und konnten nun wieder ihr durch so und so viele Wahlpredigten auf eine Reihe von Jahren befriedigtes Gemüt Sonntags anderweitig ergößen.

Aber auch die Kirchenbesucher, denen es um eine besondre Erbauung zu thun ist, blieben weg. Frau Pastor Mönchmeyer mit ihren Töchtern geht nie wieder in die Kirche, auf deren Kanzel sie so gern ihren Sohn stehen sähe. An Festtagen ist die Kirche übervoll, während an gewöhnlichen Sonntagen auch bei Beginn der Predigt noch mancher Platz zu haben ist. Die alten Mütterchen aus den Beginenhäusern haben wie immer ihre Plätze nahe bei der Kanzel inne, singen mit zitternden Stimmen aus mächtigen Gesangbüchern, in denen große Hornbrillen die Stelle von Lesenzeichen versehen, und lassen die Predigt an ihren müden Sinnen vorübergleiten. Die Sonntagschullehrerinnen unter Pastor Fehleisens rühriger Leitung nach wie vor die kleinen Mädchen und Jungen, und nach wie vor bleiben deren Mütter

und Väter Sonntags in ihren dumpfen Häusern und Stuben, denn sie wollen von dem Geistlichen nichts wissen, der in dem herrlichen Bau der Marienkirche so schön zu reden weiß und doch, wie sie meinen, nur für die Reichen, nicht für sie da ist.



## Von den Brettern, die die Welt bedeuten

(Schluß)



Die Theateragenten haben sich mit vollem Verständnis für die Bedingungen, die ihr Geschäft in Flor erhalten, nicht nur die Lieferung der Arbeitskräfte, sondern auch des Arbeitsstoffes gesichert, um so das deutsche Theater vollständig zu knebeln und ungehindert aussaugen zu können. Neue Stücke werden vom Direktor nicht gesucht, sondern er erhält sie vom Agenten zugesandt. Ist ein Stück erst in Berlin glücklich durchgebracht, so braucht sich der Agent um sein Fortkommen in der Provinz nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Seine ganze Sorge ist es nun, den Verfasser an sich zu fesseln. Zu diesem Zwecke muß er auch für den Verfasser Tantiemen aus dem Stück heraus schlagen, die in keinem richtigen Verhältnis mehr zu der geleisteten Arbeit stehen. Nirgends ist der Abstand zwischen der Bezahlung einzelner Glückspilze und dem kümmerlichen Verdienst der Tagesarbeiter so himmelschreiend wie auf dem Gebiete der Kunst. Die Honorare, die Sudermann und Mascagni, die Gagen, die einzelne Tenöre und Primadonnen erhalten, können nur dadurch aufgebracht werden, daß die große Masse der niedern Arbeitskräfte von den Vermittlungsstellen in Berlin aus in der rücksichtslosesten Weise ausgebeutet wird. Die sozialdemokratische Presse schlägt Lärm um jede Aktiengesellschaft, die 10 oder 20 Prozent Dividende verteilt. Es würde ein hübsches Bild herauskommen, wenn man den Verdienst in Dividendenform ausrechnen könnte, den die Blutegel einheimsen, die das deutsche Theater aussaugen.

Die Vormundschaft, die Berlin über die Provinzen ausübt, zeigt schon, wie verständnislos unser Theaterpublikum geworden ist. In jeder Vorstellung kann man die Trägheit und Schwerfälligkeit der großen Masse beobachten. Sie hat keine innerlichen Beziehungen zur Bühne, läßt sich vorspielen, was gespielt wird, und lacht, wenn es ihm jemand vormacht. Allzu fein darf aber ein Wit nicht ausfallen, sonst geht er wirkungslos vorüber.

Ist das Publikum dümmer geworden, so darf man freilich andrerseits nicht vergessen, daß auch nichts geschieht, es zu besserem Kunstverständnis zu